

«*Es töönt so schön, säget sis doch grad namaal!*»

Was sagen andere über unsere Sprache?

Und warum mag diese so wirken?

Es sollen einmal, so erzählt man sich augenzwinkernd, zwei auf Sprachen versierte russische Geheimagenten einer lebhaften Oberwalliser Tischrunde in der Fremde zugehört haben. Meinetwegen Mallorca. Sie rätselten, ob das, was sie da hörten, doch null und nichts davon verstanden, vielleicht eine arabische Mundart sei.

Solche Stories dienen dem Binnenexotismus zu und wir nerven uns, wenn wir auf unsere Sprache reduziert werden: In der Deutschschweiz passiert es OberwalliserInnen immer wieder mal, dass sie etwas sagen und das Gegenüber antwortet: Ich habe nichts verstanden, aber ihr Dialekt ist so schön, sagen Sie es doch bitte nochmals.

Es ist also wurst, was wir sagen, aber gut tönen soll es – fatal für jemanden, der als Gesprächspartner ernstgenommen werden und in der Runde mitdiskutieren möchte, sich jedoch als dialektaler Indianer aus dem Sprachreservat etikettiert sieht.

Nun, den OberwalliserInnen passiert noch ganz anderes. Unsere lieben welschen Kantonsnachbarn behaupten hie und da nur halb im Scherz, was vom Pfywald aufwärts an die Ohren klinge, sei eine schwer kurierbare Halskrankheit. Dieser alemannische Dialekt hat auch kaum mit den (angeblichen) Sarazenen als unseren legendären Vorfahren zu tun, ein Märchen zum Vergessen. Die Kimbern und Teu-

tonen, Sarazenen und Hunnen, die sich ähnlich den als Wikinger subsummierten Beutezögern in Mitteleuropa spontan mal hier und mal dort zeigten, raubten und sich wieder möglichst schnell fort scherten, eignen sich wohl kaum als Väter und Mütter von bleibenden, flächendeckenden Sprachen. Am besten lassen wir sie ruhen, wo sie sind.

Wenn wir schon bei der Geschichte sind, sagen wir es noch einmal: Wir sprechen einen alemannischen Dialekt, den einwandernde Sippen im 8. Jahrhundert ins Land brachten und die alte galloromanische Sprache beziehungsweise die nachfolgenden frankoprovenzalischen Dialekte verdrängten. Die neuere Forschung, so berichtet Professor Dr. Iwar Werlen, tendiere eher zu einer etwas späteren Einwanderung, im 9./10. Jahrhundert und es könne auch durchaus sein, dass der Westen des Oberwallis früher besiedelt wurde und das Goms etwas später.

Zurück in die Gegenwart: Wirft man einen Blick auf die Beliebtheitsskala der Dialekte, figuriert in der Regel Bern an erster Stelle, gefolgt vom deutschsprachigen Graubünden. Das Wallis finden wir auf Platz drei, immerhin Bronzemedaille unter den vielen Deutschschweizer Dialekten – erstaunlich, wird doch immer wieder moniert, man verstehe diesen Dialekt nicht.

Eigentlicher Grund für die gelegentliche Unverständlichkeit der Oberwalliser Dialekte mögen

mehrere Dinge sein: Zum einen legen einige von uns ein beachtliches Sprechtempo an den Tag. Wenn zusätzlich spezielle Wörter oder eigene Redewendungen dazukommen, garniert durch spezifische Entwicklungen (zum Beispiel: s wird zu sch = sie wird zu schii), das Ganze in einem oszillierenden Singsang serviert, dann mutet das bald mal wie eine Fremdsprache an.

Einige rapportieren dazu achselzuckend, Walliserdeutsch sei nie lernbar. Stimmt das? Nun, schwierig sind andere Dialekte auch. Probieren Sie es schon mal mit dem Appenzeller Dialekt? Und: Es gibt durchaus Leute, die besuchen mit Durchhaltewillen und Spass Dialektkurse. Und sind erfolgreich. Wir alle kennen Ausserkantonale und AusländerInnen, die nach wenigen Jahren mühelos Wallisärtitsch parliärd. Sprache ist und bleibt ein hochrangiger Integrationsfaktor – man kann sie leider auch für das Gegenteil missbrauchen.

Herzlichen Dank für die Mithilfe bei dieser Kolumne an André Perler, der im Schweizer Fernsehen lebendige, gut verständliche Beiträge zu Dialektfragen präsentiert.



Werner Bellwald

1960, studierte Ethnologie und Geschichte. Er engagiert sich für Kulturprojekte im Wallis.

werner.bellwald@kulturexpo.ch